

Treffen mit Antonio Loprieno, Präsident der Akademien der Wissenschaften Schweiz

Alternative Fakten sind sein Albtraum

Der Ägyptologe Antonio Loprieno möchte als oberster Lobbyist der Schweizer Wissenschaft den Dialog mit der Gesellschaft erneuern.

Joachim Laukenmann

Die Wissenschaft hat einen schweren Stand. Nicht nur US-Präsident Donald Trump pfeift auf sie. Auch hierzulande ist eine Ablehnung der wissenschaftlichen Eliten salonfähig geworden. Damit nicht genug. Gewisse Interessengruppen und Medien stellen unangenehme Forschungsergebnisse alternative Fakten gegenüber. Für Antonio Loprieno ist das ein wahr gewordener Albtraum. Als Präsident der Akademien der Wissenschaften Schweiz ist er der oberste Lobbyist der Schweizer Forschungswelt. Als solcher muss er eine Antwort finden auf die Anti-Elite-Haltung und die Flut von Fake News.

Freundlich und äusserst zuvorkommend bittet der 62-jährige Ägyptologe und Sprachwissenschaftler in sein Büro im Haus der Akademien, gleich neben dem Bahnhof in Bern. Immer wieder legt er seine Krawatte zurecht. «Herr Laukenmann», so beginnt er seine Sätze oft, «wenn Sie fragen, ob mir diese Ablehnung gegenüber der Wissenschaft Sorgen bereitet, dann lautet die Antwort: Ja. Und wie. Es bedrückt mich sehr.» 250 Jahre lang hätten wir nachweisbare Resultate, die Empirie, höher gewichtet als etwas, das nicht nachweisbar war. «Das hat sich geändert.»

Intellektuell sei die aktuelle Situation indes äusserst spannend. «Herr Laukenmann, wissen Sie, ich bin dem Schicksal auch dankbar, dass ich diesen epochalen Wandel miterleben darf», sagt Loprieno.

Nicht nur die Gesellschaft, auch die Akademien befinden sich im Wandel. Entstanden sind sie teils schon vor 200 Jahren, etwa die Schweizerische Akademie der Naturwissenschaften im Jahr 1815. 1943 wurde die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften gegründet, gleich nach dem 2. Weltkrieg, 1946, die der Geistes- und Sozialwissenschaften. Die Jüngste im Bunde ist die Schweizerische Akademie der Technischen Wissenschaften, die erst 1981 ins Leben gerufen wurde.

Sonderrolle der Schweizer Akademien

«Die Schweizer Akademien nehmen international eine Sonderrolle ein», sagt Loprieno. Meist sind Akademien exklusive Clubs, in die nur die allerbesten Forscher aufgenommen werden. Die Crème de la Crème der Wissenschaft. In der Schweiz sei die Wissenschaft hingegen weniger abgehoben und insbesondere dank der beiden eidgenössischen Hochschulen schon immer ein Bindeglied zwischen Forschung und Gesellschaft gewesen. «Daher sind auch die Schweizer Akademien traditionell gut in der Gesellschaft verankert.»

Allerdings hätten die Hochschulen in den letzten 20 Jahren zunehmend selbst den Dialog mit der Gesellschaft gesucht. «Das hat die Akademien etwas an den Rand gedrängt», sagt Loprieno. «Zudem hat uns die Unterteilung in vier Akademien daran gehindert, als grosse Schweizer Institution aufzutreten.» 2006 wurden die vier Akademien daher unter dem Dach der Akademien der Wissenschaften Schweiz zusammengeführt. Neu sind auch die Stiftung Science et Cité, die sich um einen Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft kümmert, sowie die Stiftung für Technologiefolgen-Abschätzung (TA-Swiss) in die Akademien integriert.

Das Ziel ist damit noch nicht erreicht. «Noch immer ist die Dachorganisation in der Öffentlichkeit kaum präsent», sagt Loprieno, der das Präsidium der Akademien vergangenen Monat über-



Wünscht sich eine «Aufklärung, die nicht von Arroganz geprägt ist»: Antonio Loprieno. Foto: Raffael Waldner

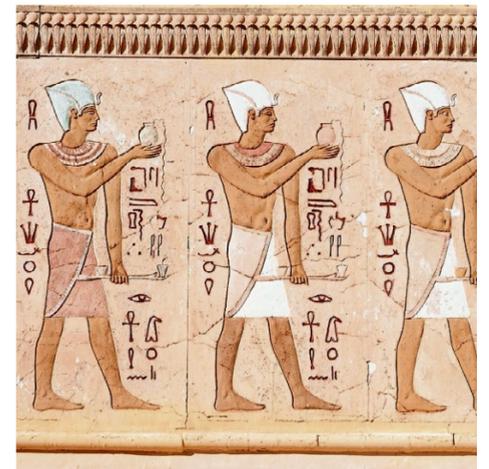
nommen hat. «Wir müssen uns kritisch fragen, welche Rolle die Akademie der Wissenschaften in der Gesellschaft spielen kann und soll. Die Wissenschaft ist eine andere geworden, sie ist interdisziplinär. Daher müssen sich auch die Akademien neu ausrichten.»

Einige Ideen hat Loprieno schon. «Wir leben in einer Zeit der Simulation», sagt er. «Damit meine ich Simulation in der ganzen Vielschichtigkeit des Begriffs, von Fake News bis zur digitalen Visualisierung wissenschaftlicher Resultate. Diese Thematik sprengt jede spezifische Fachkompetenz und deckt alle Disziplinen von den fortschrittlichsten Naturwissenschaften bis zu den konservativsten Geisteswissenschaften ab. Die Akademien sind wie geschaffen, um solch ein umfassendes Thema zu re-

flektieren und im Sinne einer Verzahnung mit der Gesellschaft und der Politik zu thematisieren.»

Auch den Akademien stellt sich die Frage, wie weit sie sich in die Politik einmischen sollen. «Das ist eine Millionenfrage, auf die ich keine abschliessende Antwort habe», sagt Loprieno, zuvor Rektor der Universität Basel. «Aber ich gebe Ihnen ein Beispiel. 2014 wurde den Rektoren der Schweizer Universitäten vorgeworfen, sie hätten sich zu wenig in die Masseneinwanderungsinitiative eingebracht. Aber ich sage Ihnen, Herr Laukenmann, möglicherweise wäre das im Sinne einer Abwehrreaktion noch schlechter ausgefallen, hätten sich die Rektoren prominenter dazu geäussert.»

Was tun? Loprieno spricht von Aufklärung 2.0, einer Aufklärung unter Berücksichtigung der teils



Fast kubistisch: Ägyptische Malerei. Foto: iStock

Wie weit soll sich die Wissenschaft in die Politik einmischen?

gerechtfertigten Kritik an der aktuellen Aufklärung. «Wir brauchen eine Aufklärung, die nicht von der klassischen Arroganz der Eliten geprägt ist, sondern eine Aufklärung, die den Anti-Elite-Diskurs mit in den Dialog einbezieht.»

Kind der frühen Globalisierung

Loprieno ist, wie er sagt, ein Kind von Fiat und ein Kind der frühen Globalisierung. Er wuchs in Turin auf. Als sein Vater die Fiat-Vertretung in Belgien übernahm, besuchte er die Europäische Schule in Brüssel. Als er 15 Jahre alt war, sagte der Lateinlehrer: «Latein ist zu leicht für dich. Du musst dich mit den richtigen Sprachen messen, zum Beispiel mit Arabisch.» Das war der Anstoss, sich bereits in der Schule mit Arabisch, Hebräisch und Altägyptisch zu beschäftigen. In der Familie sorgte das für Irritationen. Der Vater war Ökonom, und man hatte sich etwas Entsprechendes für ihn vorgestellt. Immerhin sein Bruder machte eine aus Sicht der Eltern korrekte Entwicklung und wurde Bankmanager.

Ägyptologie zu studieren, bedeutet, viel Zeit in Bibliotheken zu verbringen. Zwischen den Buchreihen lernte Loprieno seine Frau kennen, ebenfalls Ägyptologin, mit der er zwei erwachsene Kinder hat. Was ihn an seinem Fachgebiet fasziniert, ist die Spannung zwischen Vertrautheit und Exotik. «Die Sprachen und Kulturen des Vorderen Orients sind uns sehr nah und doch sehr fremd», sagt Loprieno. So unterscheide sich die Malerei der alten Ägypter deutlich von der traditionellen westlichen Kunst, es gebe jedoch Parallelen mit dem Kubismus.

Der Historiker repräsentiert die Schweizer Wissenschaft auch auf europäischer Ebene. Für die Amtszeit von 2018 bis 2021 wurde er zum Präsidenten der All European Academies gewählt. «Gerade jetzt, wo Europa in einer Krise steckt, ist es wichtig, dass unser Land sichtbar wird», sagt Loprieno. «Einerseits kann Europa vom Schweizer Weg lernen. Andererseits muss es verstehen, dass es kleine Länder wie die Schweiz nicht an den Rand drängen darf.»

Natürlich könne er als Präsident der Akademien der Anti-Elite-Haltung und der Flut an Fake News nicht allein begehen. «Ich verstehe mich als Promotor», sagt Loprieno, «um geeignete Entwicklungen anzustossen.»

Das Exponat Von Martin Läubli

Das Leben, ein chemischer Cocktail



Illustration: Sandra Niemann

«C'est la vie.» So spielt das Leben. Das ist der Name der Ausstellung im Naturhistorischen Museum in Bern. Doch was um Himmels willen hat das mit dem Knaben zu tun, dessen Kopf vor der Tafel des chemischen Periodensystems schwebt? Die Ausstellungsmacher wählten diese Exponatkombination, um einer der schwierigsten Fragen nachzugehen, die sich der Mensch seit Ewigkeiten stellt. Wie entstanden wir?

Nun, der Mensch besteht im Wesentlichen aus Sauerstoff und Kohlenstoff, einem tüchtigen Schuss Wasserstoff, etwas Stickstoff, Phosphor und Schwefel. Das Leben auf Erden ist ein chemischer Cocktail. So einfach!

Und doch schaffen es die Naturwissenschaftler nicht, den Prozess der Entstehung zu rekonstruieren. Es fehlt ein entscheidender Teil im Puzzle, das aus unbelebten Grundbausteinen lebende Zellen werden lässt. Immerhin können Astrophysiker heute sagen: Wir sind Sternenstaub. Sie haben herausgefunden, dass ein grosser Haufen

der Atome auf der Erde, die erst die Existenz von Mensch und Tier ermöglichten, vermutlich eine lange Reise durch den Weltraum hinter sich haben und von weit entfernten Sternen stammen. Die Partikel verklumpten sich einst zu neuen Sternen samt Planeten.

Schön und gut. Aber damit ist der Werdegang immer noch nicht geklärt. Völker in der Antike oder Naturvölker waren in dieser existenziellen Frage pragmatisch: Götter hatten die Hand im Spiel. Da entstand der Mensch etwa aus Ton, Geist und Seele wurden ihm von göttlicher Seite eingehaucht.

Frühe Naturforscher waren einen Schritt weiter. Sie gingen davon aus, dass das Leben spontan aus einer Mixtur aus Aas, Abfällen und Kot entstand. Bekannt ist auch das Experiment des Amerikaners Stanley Miller aus den 1950er-Jahren. Sein Rezept: eine Mixtur aus Wasser, Methan, Ammoniak, Wasserstoff und Kohlenmonoxid, angeregt durch elektrische Entladungen.

Tatsächlich entstanden organische Moleküle. Aber von Leben keine Spur.

Wer an Leben denkt, kommt am Tod nicht vorbei. Am Leben bleibt, wer sich von anderen Lebewesen ernährt. Seien es Pflanzen oder Fleisch. Auch ein grosser Teil unseres Energiesystems basiert - vorläufig noch - auf toter Materie. Erdöl ist ein Energiesaft, den vor Jahrmillionen Bakterien aus Überresten von Pflanzen und Organismen auf dem Meeresboden produzierten.

Mediziner profitieren vom Tod. Organspenden retten heute Leben, früher studierten Wissenschaftler den Menschen anhand toter Körper.

«C'est la vie» dokumentiert den Lebenszyklus in allen Facetten. Von der Wiege bis zur Bahre. Zurück bleibt die Erkenntnis: Auch ohne das Wissen über unseren Ursprung lässt es sich ganz gut leben.

Ausstellung «C'est la vie», Naturhistorisches Museum Bern, bis Ende Februar 2018.